

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorielle Betrachtung.

Deutschland und England.

Aus Berlin wird der „Straßburger Post“ geschrieben: Fürst Bismarck hat einst gesagt, daß er stets eine Nachprüfung vorzunehmen pflegte, wenn ihm von englischer Seite eine bestimmte Forderung oder Handlungsweise in der europäischen Politik empfohlen wurde. So weit ging sein Mißtrauen gegen die englische Loyalität und Selbstlosigkeit, daß er auch in den scheinbar harmlosesten u. ehelichsten Rathschlägen englischer Staatsmänner eine versteckte Falle, einen Hinterhalt fürchtete, die ihn allzeit doppelt wachsam sein ließen. Dabei war dieser Argwohn kaum durch einen realen Gegenfah der deutschen Politik zu der englischen entstanden oder bedingt. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches war das Königreich Preußen in den Augen englischer Politiker zwar ein brauchbarer Bundesgenosse bei der Lösung europäischer Nachfragen, eine gewisse quantitative Wichtigkeit jedoch, sobald ein politisches Problem über die Grenzen Europas hinauswuchs und zu einer Frage der Weltpolitik wurde. Wenn die englische Regierung sich mit dem russischen Jaren über Arien auseinandersetzte, so konnte allenfalls der Kaiser der Franzosen noch das Wort erheben, der Vertreter Preußens jedoch durfte nur in den Vorkämern des Konferenzenales antischweben und abwarten, was der Rath der Großen der Welt beschloß. Wenn auch das neu entstandene Deutsche Reich sofort die Rangstellung unter den europäischen Mächten einnahm, die ihm als der ersten Militärmacht auf dem Festlande gebührte, so blieb doch auch die Bedeutung des geeinten Deutschlands für die Weltpolitik zunächst noch die gleiche, wie die des früheren Staatenbundes und mit ihr änderten sich auch die Beziehungen zwischen Deutschland und England zunächst noch nicht. Man weiß, daß Bismarcks auswärtige Politik in den sechziger und achtziger Jahren lediglich auf die Erhaltung des europäischen status quo gerichtet war, weil Deutschland „naturgemäß“ wäre. Solange eine solche Auffassung das Leitmotiv der deutschen Politik bildete, konnte ein Zusammenstoß mit England nicht erfolgen. Und in der That hat es kaum eine ernstere Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Mächten während jener zwei Jahrzehnte gegeben. Bismarcks Mißtrauen gegen England war darum auch nicht so sehr auf persönliche Erfahrungen gegründet, wie vor allem auf einer genaueren Kenntniß der englischen Politik alter und neuer Zeit, und auf jenem Ahnungsvermögen des Genius, der die englische Gefahr schaute, ehe die Zukunft zur Gegenwart geworden war.

Wir thun gut daran, wenn wir uns heute Bismarcks und seiner Stellung zu England erinnern. Heute wissen wir, daß die Weltpolitik kein wichtiges Problem kennt, als den deutsch-englischen Gegenfah, nachdem sich der einstige deutsche Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelt hat, dessen Erzeugnisse überall in der Welt der englischen Produktion empfindliche Konkurrenz machen. Das Spiel des ursprünglich lediglich wirtschaftlichen Wettkampfes auf dem Gebiet der hohen Politik, hat der internationalen Lage während der letzten 20 Jahre ihr eigentliches Gepräge gegeben. Wir sind und drücken bei uns und in England, daß mancher Kopf sich bereits schier zerbrochen, um ein Mittel für die friedliche Entladung dieser Spannung zwischen den beiden Mächten ausfindig zu machen, ohne doch ein wirklicheres nennen zu können, als den Appell an die Weisheit. Das Wort Montecitorio, daß zum Kriegführen Geld und wiederum Geld bedürfe, hat sich längst in sein Gegenbild gewandelt: heute werden die Kriege um des Geldes willen und wiederum bloß um des Geldes willen geführt. Diese Thatsache, deren Erfüllung bereits mehrfach als drohendes Gespenst zwischen Deutschland und England schwebte, hat zu jenen Rührungen geführt, die schon manche Million verschlungen, ohne daß ein Ende davon abzusehen wäre. In dieser Beziehung haben auch alle Veruche von Persönlichkeiten, die den Regierungen beider Mächte nahestanden, eine friedliche Verständigung herbeizuführen, nichts genützt, denn sie scheiterten an dem Mißtrauen, das stets ein autonomes Volk gegenüber dem Werte von papierernen Verträgen hegen wird.

Bismarcks Werbung der englischen Politik und die bisherige Ergebnislosigkeit aller Verhandlungsversuche müssen im Auge behalten werden, wenn es gilt, die Bedeutung der jüngsten Rede Sir Edwardes Worte zu ermessen. Gewiß dürfen alle Pazifisten und Absolventen in ihr ein berechtigtes Friedenszeichen sehen, es als Regenrath schonener Zeiten preisen und alles dürfen sie antizipieren, wenn die Bismarck'sche Politik ihrer Ader verbleiben. Aber aber nicht ohne einen Sir Edwardes Worte prüft, der wird sicher ihre Selbstlosigkeit zu loben wollen oder doch nicht ohne sich der Verantwortung entgegen können, daß sie eine

vielleicht unberechnete Falle für Deutschland enthalten, deren Umgebung nicht nur eine genaue Kenntniß aller diplomatischen Künste, sondern auch ein gutes Stück moralischen Muths verlangt. Man darf nicht vergessen, daß Englands auswärtige Politik in unmittelbarer Abhängigkeit von den innerpolitischen Verhältnissen des Landes steht, während bei uns — zu unserer Glück — die innerpolitische Misere nicht auf unsere auswärtige Politik Einfluß haben kann. Sicher hat der englische Liberalismus durch die Rede des englischen Ministers eine neue Wurzel im Lande geschlagen, denn selbst wenn der englische Vorschlag bei der deutschen Regierung nur eine sehr kühle Aufnahme fände, würde der Vorwurf nicht etwa gegen einen allzu großen Idealismus Sir Edwardes gerichtet sein, sondern gegen die deutschen Staatsmänner, die allein für eine mögliche Ablehnung des englischen Friedensvorschlages verantwortlich gemacht werden würden. Und zwar nicht nur von England, sondern vermuthlich von der ganzen Welt. Gewiß wird jeder Deutsche es gern begrüßen, wenn ein Einhalt in den Rührungen gemacht wird, wenn aus Schredgepenst eines deutsch-englischen Krieges dauernd gebannt bleibt und eine Annäherung erzielt werden kann, die zwischen so nahe verwandten Nationen eigentlich von selbst sich verfließe. Aber nur hüten soll man sich, jetzt blind den Engländern sich zu ergeben, eingebend des Bismarck'schen Wortes, der englische Vorschläge doppelt prüfte, ehe er sie annahm.

Ein internationales Verbrechen.

Ein Hilfskrieger kommt aus Tientsin im fernem China. Er berichtet zum Protest auf gegen die Ueberflutung Chinas mit Opium aus Ostindien. Bekanntlich ist in China die Abschaffung des Opium-Genusses beschlossen worden. Ganz richtig wurde angenommen, daß eine ernsthafte Reformierung des chinesischen Reiches unmöglich sei, wenn nicht das Opium-Laster beseitigt werde. Aber man zweifelte an der Durchführbarkeit des Beschlusses. Darin hat man sich geirrt. Die Chinesen fingen die Sache sehr radikal an und zwar mit summarischen Verboten der Anpflanzung von Mohn, aus dem bekanntlich das Opium gewonnen wird. Die meisten Vizelkönige erließen solche Verbote und führten sie durch. Es wird behauptet, daß die Opium-Produktion in China sich um 70 Prozent vermindert habe.

Allein der Opium-Appetit ist so schnell nicht auszurotten. Die Nachfrage muß wohl viel größer geworden sein, als die einheimische Produktion, und die Folge war ein enormes Steigen des Opium-Preises in Ostindien, welches der Hauptlieferant China ist. Der Preis einer Riste Opium stieg in Indien vom Oktober vorigen bis April dieses Jahres von 1439 auf 3826 Rupien. Der Opium-Verkauf aber ist ein Monopol der englisch-indischen Regierung. Sie gewinnt die indischen Bauern, einen gewissen Theil ihres Landes mit Mohn anzubauen. Die Ernte haben sie an die Regierung-Memter abzuliefern die Regierung von Indien läßt das Opium feilbieten und exportiert es nach China. Sie macht also durch die Preissteigerung einen enormen Profit (an die Bauern gibt sie sicher nichts von demselben ab). Ihr Exportpreis in einem Jahr wird auf fünfzig Millionen merikanische Dollars geschätzt.

Natürlich muß sie das Opium in China unterbringen können. Die chinesische Regierung wagt die Einfuhr gegenüber dem mächtigen und gewaltthätigen England nicht zu verbieten. Sie kann sogar nicht einmal den Zoll erhöhen, um den Engländern den Profit damit wegzunehmen. Sie ist ohnmächtig und muß es geschehen lassen, daß die hoffnungsvolle Anbahnung der Ausrottung dieses schweren Übels durch den Massen-Import aus Indien vereitelt wird.

Es ist daran zu erinnern, daß das Opium-Laster in China durchaus nicht etwas alt eingewurzelt ist. Nur die letzten Jahre kennen sich bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts den Genuß des theuren Opiums gehalten. Dann fanden die Engländer, daß ein glänzendes Geschäft zu machen sei, wenn sie Opium in Indien produzierten und in Masse nach China brachten. Sie halfen damit zunächst zur Verdrängung der armen Bauern in Indien, die ihr Land notwendig für die Erzeugung von Lebensmitteln brauchten, aber es nun zum Theil nicht durften, und sie schufen eine Massen-Emigration unter den Chinesen. Die „heimliche“ chinesische Regierung war moralisch bedeutend besser als die „offiziellen“ Engländer und widerstand sich der Opium-Einfuhr. Da stifteten die Engländer zu den Wasser, die „Hilfsmittel der Zivilisation“ bestanden in dem beständigsten Opiumkrieg der Chinesen, und das Unheil wuchs seinen Lauf.

Soll nun die Welt zusehen, wie hier eine angeblich christliche und zivilisatorische Regierung die Regeneration Chinas mit keinen 400 Millionen Menschen erschwert oder vereitelt? Woher haben: hier handelt es sich nicht um einen Akt des Prolet-Kapitalismus, sondern um den einer Regierung, für welche England die Verantwortung trägt. Zwar ist eine allmähliche Re-

duktion der Ausfuhr von Opium nach China versprochen worden. Aber entweder ist sie zu gering oder, was wahrscheinlicher ist, nicht gehalten. Auf alle Fälle ist das Opium-Verbot in China wirkungslos, solange dessen Regierung sich die Einfuhr gefallen läßt. Die einzige Ausrede der indischen Regierung für ihr schwaches Verhalten besteht darin, daß sie mit Rücksicht auf ihre Finanzen auf den infamen Handel nicht verzichten könne. Das bedeutet wohl, daß sie aus den Hindus allein noch nicht genug herauszuschlagen kann, um ihre Porzotten zu mästen, und daß sie noch dazu die Chinesen ausbeuten und ruinieren muß.

Wir haben zwar unter eigenen Schmerzen und die Wohlfahrt der Chinesen geht uns gerade nicht direkt an. Aber das ungeheure Verbrechen, das an ihnen verübt wird, verdient der Brandmarkung, und wenn die ganze Presse der Welt ihrer Entrüstung Ausdruck gibt, so dürfte England doch moralisch gezwungen werden, dieser Infamie ein Ende zu machen. (Phil. Tageblatt.)

Der Russische Musikant fünfzig Jahre frei.

Vor einem halben Jahrhundert hat der „Zarstreiter“ jenes Dokument unterzeichnet, das mehr als vierzig Millionen Bauern das Selbstbestimmungsrecht gab. Es war Alexander II., der gewillt war, den in dumpfer Hörigkeit lebenden Kern des russischen Volkes, den Bauern, aufzutreten: Die Aufhebung der Leibeigenschaft sollte die kulturelle und sittliche Verjüngung des russischen Volkes einleiten. Was achtzig Jahre früher der Sohn Maria Theresias in Oesterreich durchführte, das schwebte dem ideal veranlagten Herrscher auf Russis Throne vor. Der an schweren Schicksalschlägen für die russischen Waffen nicht lange Kränklichkeit hat wohl in seinen inneren Folgen auch mitgewirkt, das Emanzipationspatent herauszugeben. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft sollte man einen neuen Born für Russlands Kraft erschlossen zu haben. Folgte doch etwa ein Jahrzehnt später die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im großen Moskowiterteiche. Die Aufhebung der Leibeigenschaft bildete gewissermaßen die Vorbereitung zur Schaffung eines Volksheeres. War es doch derselbe Fürst Gerichatow, der als allmächtiger Kanzler seinem Jaren das Bauernbefreiungs-Patent zur Unterschrift vorlegte, dessen maßloser Ehrgeiz und Expansionslust durch lange Jahre den Frieden des Westens ernstlich gefährdete.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft kam den Herren und Bauern überraschend und traf beide schwer. So merkwürdig es nämlich auch klingt, so ist doch Thatsache, daß die Bauern die Nachricht von ihrer Befreiung keineswegs mit Freude begrüßten. Sie waren durch das Rechtwort des Jaren allerdings „frei“, doch verloren sie gleichzeitig ihren bisherigen Ernährer. Der „Herr“ behandelte die Leibeigenen wohl oft tyrannisch, doch war täglich, wenn auch farge Brot brauchte sich der Ruschik nicht zu sorgen. Nun stand er plötzlich als Freibauer wohl auf eigenen Füßen, mußte aber auch für sich und die Seinen sorgen. Für den in melandolischer Dampfbildung dahinbrütenden Waidwut wurde dies eine schwere Sorge und Hunderttausende gingen bald zu Grunde. Auf der einen Seite fehlte es dem Ruschik an der nötigen Intelligenz sowie Schaffensfreudigkeit, und er ergab sich, dem schwermüthigen Nationalcharakter entsprechend, in das unvermeidliche Schicksal; andererseits hatten den Bestimmungen viele „Rängel“, die denn sich für den „Herrn“ schwer fühlbar machten. Wohl hatte der Ruschik das Recht, die Gebötte, die er in Ruhestellung vor der Befreiung hatte, durch Ablösung als Eigentum zu erwerben, wohl schritt gleichzeitig das Finanzministerium zu einer Reform der Staats-Kreditanstalten, welche Güter gegen Hypotheken beliehen und bei der Ablösung des Bauernlandes intervenierten; aber trotz wiederholter Ermahnung der Loskaufszahlungen, mehrfachen Erlässen von Zinsenrückständen u. dal., befreite sich das Loos des russischen Bauern nicht. Und so kam es, daß der Ruschik seine Befreiung gar nicht mit Freude begrüßte und ihr vielfach mit offener Feindseligkeit entgegentrat. Ueberall gab es ja auch nicht den Segen der „schwarzen Erde“ und denn war der Ruschik, der Beamte, ein rücksichtsloser Tyrann, als früher der „Herr“; der russische Beamte in seiner unerfährlichen Gabel trug viel zur Verdrängung des freigeordneten Ruschiks bei.

Fünfzig Jahre sind seitdem vergangen, es hat sich wohl vieles, auch im zentralen Russland, zum Besseren gewandelt. Seiner goldenen Freiheit konnte sich aber über der russische Bauer nicht so recht erheben. Der Waidwutstand des Ruschiks von heute unterscheidet sich kaum viel von den erschütternden Seelenmühen Dostojewskis aus den Tagen des russischen Dorklebens zur Zeit der Leibeigenschaft. Ein großes, edles Werk hat der „Zarstreiter“ vor fünfzig Jahren eingeleitet, vollbracht ist es aber noch lange nicht, die Befreiung des russischen Ruschiks, gradezu wie mit der Emanzipationsakte Einmal die wahre Befreiung der Russen von allerem Landes verflozen war, (Amerika.)

Aus Schwerer Zeit.

Zu den Männern der Oeffentlichkeit, deren Verdienst um die Mitwelt erst nach ihrem Tode richtig gewürdigt werden, ist auch Ex-Präsident Grover Cleveland zu zählen. Seine Zeitgenossen haben ihm wenig Anerkennung gezollt, zum mindesten nicht während er in seinem hohen Amte fungierte. Die Gegenpartei konnte ihm, weil er keiner der ibrigen war, keine Vorbeeren zuerkennen, und in seiner eigenen Partei hatte er viele Feinde, weil er nicht mit dem großen Haufen ging und populäre Irrthümer urtheilslos guthieß, sondern streng an seinen Ansichten festhielt, deren Durchführung er zum Besten des Gemeinwohls für unbedingt notwendig hielt. Erst als er längst aus dem Amte geschieden war und werthschätzende Freunde ihn mit der Leitung der Universität von Princeton betraut hatten, fing die öffentliche Meinung an, ihm gerecht zu werden und zu verstehen, daß er eine der bedeutendsten Leistungen vollbracht hatte, die er als Präsident seinem Lande bieten konnte: die Erhaltung der Stabilität der Umlaufsmittel, die Rettung vor der drohenden Inflation aller Werthe durch die Hochfluth der Freiprägung des stetig im Werthe sinkenden Silbers. Daß die Münzverhältnisse der Ver. Staaten heute auf solider Grundlage der Goldnorm stehen, die uns wirtschaftliche Sicherheit gebracht, die Vorbedingungen der Prosperität erhalten hat, ist Grover Cleveland zu verdanken und den Männern, die in der schweren Zeit der finanziellen Stürme zu ihm standen und lieber den Unthum der Partei ertrugen, anstatt das Unheil eines geschäftlichen Chaos heraufzubeschwören. Gelegentlich der neulichen Gebenfeier hat das Herr Charles S. Fairchild, der damals den Posten als Schatzamtssekretär versah, wieder in Erinnerung gebracht.

Als Cleveland im Jahre 1885 ins Amt kam, sah er sich zwei Gefahren gegenüber. Es war eine große Masse Regierungsnote im Umlauf, die als „Legal Tender“ bezeichnet, gesetzliches Zahlungsmittel waren, dessen Einlösung in barem Gelde der Inhaber jederzeit fordern konnte, und zur Dedung ein ganz ungenügender Vorrath von Gold. Unter dem Sherman-Silbergesetz ging eine unangesehene Prägung von Silberdollars vor sich, für die Silber-Zertifikate ausgegeben wurden, während sie selbst sich in den Schatzamtsgebäuden zu unendlichen Haufen ansammelten. Der Regierung fiel die Aufgabe zu, die Regierungsnote (Greenbacks), die Silberzertifikate und die Silberdollars, so viele davon in Umlauf gebracht werden konnten, gleichwerthig zu erhalten. Mit dem Augenblicke, wo sie dazu nicht mehr imstande war, würden die papierernen Umlaufsmittel nicht in Gold eingelöst werden können (das heißt: Gestrauten der Bevölkerung in die Fähigkeit der Regierung dazu, die in Wirklichkeit schon nicht mehr bestand) geschwunden und das Land wieder dem Unheil entwertheten Papiergeldes überantwortet gewesen sein. Silber war im stetigen Sinken begriffen und wer es in Silberdollars oder Silberzertifikaten besaß, suchte zum Schatzamt zu gelangen und Goldzahlung dafür zu fordern. Der Andrang nahm zu und die Goldvorräthe gingen zurüd.

Der Schatzamtssekretär suchte vom Kongress die Erlaubnis zu erhalten, daß den Silbereinkäufen und der Silberprägung Einhalt getan werde, nachdem sie im Verkehre keine Verwendung mehr finden konnten. Wenn die stetige Zunahme aufhörte, konnte man hoffen, mit wachsendem Umfange der Geschäfte die vorhandene Menge an Silber und Papier zur Verwendung zu bringen, der Kongress aber wollte davon nichts hören. Zum Theil hatte der Silberschwindel noch nicht zu grassieren aufgehört, zum anderen bestand eine Abmachung zwischen den Silberleuten und den Republikanern dagegen. Die letzteren hielten zu dem erkeren, weil diese sie bei ihren Schatzamtsregeln zu unterstützen versprochen. Die Gefahr lag nahe, daß die Finanzen des Landes unter der Inflation erlöset werden würden und um ihr zu steuern, sah sich Cleveland genöthigt zu Goldanleihen zu greifen, um die Möglichkeit der Bezahlung aufrecht zu erhalten. Und erst, nachdem das Land eingesehen hatte, vor welcher Gefahr es stand, konnte der Kongress zur Einstellung der Silbereinkäufe gebracht werden. Ohne das energische Ausreten Cleveland's und der Leute, die mit ihm für die Stabilität der Umlaufsmittel eintraten, wäre eine heillose Finanzalamität herbeigebrochen. Die Panik von 1893 war nur ein verhältnismäßig milder Anfall davon. Sie mußte kommen, war unabweislich und un-erredterweise ist Cleveland dafür verantwortlich gemacht worden, wo er doch alles gethan hatte, demnach vorzubeugen. Es ist ihm erst spät Anerkennung dafür zu theil geworden, gerade die Würdigung seiner Verdienste wird verbunden, daß in der Finanzgeschichte des Landes seine Leistung in solchem Maße dargestellt wird.

Wer nicht als Narr gelten will, muß auch in der Weisheit mäßig sein.

Der Mensch kann, was er will; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

Edward Menard, Präsident. F. S. Graham, Vize-Präsident. G. S. Mason, Kassirer. S. F. Friedrichs, Akt. Kassirer. **Citizens State Bank.** Kapital \$20,000.00. Ueberschuß \$15,000.00. Ist ausschließlich von Knox County Renten geeignet und betrieben. Kann irgend etwas im Bankwesen verrichten. Macht hier den Veruch. Wir machen Farm-Anleihen auf lange Zeit und zu niedrigen Zinsen.

Saunders Westrand Co. Früher Westrand & Sons Elevator. Kauft Getreide jeder Art, sowie Vieh, zu den höchsten Marktpreisen und erkauf den Farmer um die Belegenheit, ihm Angebote auf seine Verkaufsprodukte zu machen. Wikt. Paper, Geschäftsführer.

Martin C. Peters, Deutscher Land-Agent. Ich kaufe und verkaufe Land in Nebraska, Nord- und Süd Dakota und der Panhandle-Gegend, Texas. Lassen sich eure Farmen zum Verkauf übernehmen. Ländern in Knox County, Nebr., meine Spezialität. Sprecht vor oder schreibt, wenn ihr etwas in diesem Sinne wünscht. **Martin C. Peters,** Bloomfield, Knox County, Nebraska.

C. R. Sumner hat von Isaac Dowty die **City Dray Line** erworben und empfiehlt sich dem Publikum als Fuhrmann. Drei Wagen stets bereit, eure Wünsche zu besorgen. **C. R. Sumner.**

Henry's Blaz. Henry Grohmann, Eigenthümer. Bessere Getränke in Groß- und Kleinhandel in jeder gewünschten Quantität. Empfehle meine vorzüglichen Getränke und Cigaretten. Das berühmte **Storz Bier** stets an Zapf. Es bittet freundlichst um geneigten Zuspruch **Henry Grohmann.**

Bloomfield Germania ist unter dem Deutschthum Knox Countys wohl verbreitet und lohnt es sich, dieses Wochenblatt für Anzeigen zu benutzen. **Accidenz-Arbeiten** werden prompt und geschmackvoll ausgeführt. Man adressire **Die Germania, Bloomfield, Nebr.**

Wahrung, Farmer! Die vorzüglichen Produkte der Columbia Hog & Cattle Feeder Co. sind bei mir vorräthig. Nehm den bewährten Mittel für die Bereinigung von Viehtränken her. Kaufe ich auch das „Tip“ obiger Co. Verhafte diese Produkte für 7c das Stück. Garantiert unter No. 4 Trug Art, 30. Juni 1900, No. 1255. **Henry Hohnholt,** 4 Weiten oberhalb und 3 Weiten wechlich von Bloomfield.

The City Meat Market Ludw. Volpp, Eigenthümer. Rindfleisch, Kalbfleisch, Schmalz, Schweinefleisch, Schmalz, Mettwurst, Butter, frische und geräucherter Aal und viele andere Ausprisen, welche eine Wahlzeit vollkommen machen.